

## Die Bedeutung des Marxismus für die Geschichtswissenschaft heute<sup>1</sup>

Die Frage stellt sich heute selbstverständlich, ob mit dem Zusammenbruch der realsozialistischen Systeme, die sich als Verkörperungen marxistischer oder marxistisch-leninistischer Ideen betrachteten, der Marxismus nicht nur als Gesellschaftssystem, sondern auch als wissenschaftliche Methode seine Relevanz verloren hat. Niemand kann die Bedeutung von Marx für die Geschichtswissenschaft und allgemein für die Gesellschaftswissenschaften in den letzten anderthalb Jahrhunderten leugnen. So schreibt Jacques LeGoff – ausdrücklich kein Marxist – in seinem Aufsatz „Die Neue Geschichtswissenschaft“, der ganz bewußt ein Manifest der *Annales*-Gruppe in den späten siebziger Jahren war: „Marx ist in vielerlei Hinsicht einer der Vordenker einer Geschichtskonzeption, die problemorientiert, interdisziplinär ist und eine Gesamtvorstellung geschichtlicher Prozesse besitzt.“ Und in der Tat hat Marx ein Geschichtskonzept entworfen, das in seinem analytischen sozialwissenschaftlichen Ansatz auch für Nichtmarxisten als Korrektiv und Alternativ zu der Geschichtsauffassung und dem Forschungsansatz der Geschichtswissenschaft wirken konnte, die sich im 19. Jh. mit zunehmender Professionalisierung als *das* Modell wissenschaftlicher Forschung etablierte.

Nun enthält Marxens wissenschaftlicher Ansatz gleichzeitig einen kritisch-theoretischen Kern, der dem sozialwissenschaftlichen Denken des 19. und 20. Jhs. einen großen Ansporn gegeben hat, und einen dogmatischen, der dazu geführt hat, daß der Marxismus den Anschluß an die sozialwissenschaftlichen Diskussionen unserer Zeit zunehmend verpaßt hat. So kann man sich einerseits die modernen Sozial- und Kulturwissenschaften, die in vieler Hinsicht in Auseinandersetzung mit Marx entstanden sind, nicht ohne Marx vorstellen. Ohne Marx ist auch Max Weber unvorstellbar. Andererseits gehören Marxsche Vorstellungen zunehmend einer vergangenen Zeit an, einer früheren Epoche der Industriegesellschaft, die Marx nur zum Teil begriffen hat, und die jetzt ihre Überzeugungskraft eingebüßt haben. Uns interessiert hier die Frage, ob es einen Kern des Marxschen Wissenschaftsverständnisses gibt, der heute noch relevant ist.

Man kann Marx selbstverständlich nicht dafür verantwortlich machen, daß

er im 19. Jh. gelebt und gedacht hat und somit die Welt des 19. Jhs. besser verstanden hat als seine Zeitgenossen. Für die Sozialwissenschaften wurde der Begriff der sozialen Klasse, wie ihn Marx in einem sozialhistorischen Kontext verstanden hat, ein heuristisches Mittel zur Analyse der industriellen Gesellschaft und der politischen Verhältnisse der Zeit, allerdings ein Begriff, der sich selbst auf die damalige Zeit nicht ohne wichtige Modifizierungen anwenden läßt. Für uns ist entscheidend, ob der Marxismus in der Lage gewesen ist, Marxsche Gedanken weiterzuentwickeln, so daß sie einen ernstzunehmenden Beitrag zur sozialwissenschaftlichen Diskussion des späten 20. Jhs. leisten können, selbst nachdem sie ihre institutionelle Basis in den realsozialistischen Staaten verloren haben. Kann der Marxismus selbständig weiterbestehen, oder gehört er in den Müllhaufen der Geschichte?

Marx hat kein System hinterlassen. Wenn es ein Grundmotiv in Marxs wissenschaftlicher Arbeit gegeben hat, dann war es die Verbindung sozialer Gerechtigkeit mit revolutionärer Praxis. Innerhalb des Rahmens dieses Grundmotivs hat es dann tiefe Widersprüche gegeben, die dazu geführt haben, daß spätere Marxisten ihren Marx unterschiedlich konstruieren konnten. So war Marx in bezug auf seine Wissenschaftskonzeption gleichzeitig der Begründer dessen, was später vulgärer Marxismus genannt wurde, eines mechanistischen Materialismus, dessen Vorbild die Naturwissenschaften des 19. Jhs. waren (wie sie Engels mit einer darwinistischen Variante in seiner „Dialektik der Natur“ und Lenin in seiner Schrift „Materialismus und Empiriekritizismus“ übernommen hatten). Das immer wieder zitierte Vorwort zum „Beitrag zu einer Kritik der Politischen Ökonomie“ bestätigt diese Auffassung. Andererseits betont Marx immer wieder den dialektischen Charakter der Wissenschaft. Die Dialektik, wie sie bei Marx und nach ihm bei den Marxisten verschiedener Arten vorkommt, enthält aber auch einen Widerspruch. So wird die Dialektik, besonders bei Engels, aber auch bei Marx, szientistisch verstanden, wie in dem eben erwähnten Vorwort, als ein vorbestimmter Prozeß der menschlichen Geschichte als Ganzer. Dialektik ist daher untrennbar mit spekulativer Geschichtsphilosophie verbunden, man könnte sagen, mit einer säkularisierten Eschatologie, insofern die Geschichte auf die Erfüllung der Geschichte und die Befreiung der Menschen von Gewalt und Ausbeutung hinausläuft. Andererseits bedeutet Dialektik, wie sie im ersten Kapitel über die Wertlehre im ersten Band des „Kapital“ angewandt wird, eine kritische Haltung zur Empirie, daß man die Tatsachen oder Aussagen nicht nimmt, wie sie sind, „eindimensional“, wie es Marcuse später formuliert, sondern sie nach ihrer Vernünftigkeit in bezug auf menschliche Werte hinterfragt. In diesem Zusammenhang entsteht auch die Frage, ob Marxs Beschäftigung mit dem

## Die Bedeutung des Marxismus für die Geschichtswissenschaft heute

Entfremdungsgedanken, seinem Humanismus, wie Althusser behauptet, lediglich der vorwissenschaftlichen, Hegelschen Phase seines Denkens angehört, oder, wie Fromm und andere meinen, auch den späteren ökonomischen Schriften einschließlich dem „Kapital“ zugrunde liegt. Ähnlich widersprüchlich sind Marx' politische Äußerungen, die sich zwischen einem diktatorischen Staatssozialismus und einer anarchistischen Zukunftsutopie bewegen.

Es hat dann später offene und orthodoxe Formen des Marxismus gegeben, und beide konnten sich zu Recht auf Marx berufen. Marx selbst trug zum Zustandekommen einer marxistischen Orthodoxie bei. Wie jede Orthodoxie hatte der Marxismus seine Propheten, seine heilige Schrift und seine autoritären Strukturen. In dieser Form eignete sich der Marxismus in seiner leninistischen Form zur Staatsdoktrin der realsozialistischen Staaten.

Hinsichtlich der Geschichtswissenschaft in den realsozialistischen Ländern muß man offensichtlich zwischen Doktrin und Praxis unterscheiden. Für die Geschichtswissenschaft bedeutete das Vorhandensein einer offiziellen Staatsdoktrin, daß die Historie Gefangene von Anschauungen wurde, die Marxens brillantem, aber doch einseitigem Verständnis der europäischen Welt des 19. Jhs. verhaftet blieben. Sie mußte als Orthodoxie eine Sprache benutzen, die ihr den Zugang zur wirklichen Welt verbaute. Die dirigierte, an überholte Vorstellungen des 19. Jhs. gebundene Wissenschaft wurde daher zunehmend unfähig, sich in einer sich rasch ändernden Welt zurechtzufinden. Der Begriff der Parteilichkeit rechtfertigte die Instrumentalisierung von Geschichtsforschung und -schreibung. Der Marxismus-Leninismus lieferte die ideologischen Rahmenbedingungen für die Geschichtsschreibung. Ein großer Teil der Geschichtsschreibung hatte aber in der Tat sehr wenig mit den Grundannahmen des Marxismus oder des Marxismus-Leninismus zu tun. Eine Hauptaufgabe der Geschichtsforschung, die sich mit der neuesten Zeit beschäftigte, war die politische Auseinandersetzung mit der sogenannten bürgerlichen Geschichtsschreibung. Geschichte wurde so zur Propaganda. Sicher gab es Freiräume, die in der DDR im Vergleich zu anderen sozialistischen Ländern, selbst der Sowjetunion, zu wenig genutzt wurden. Und innerhalb dieser Freiräume hat es dann, besonders in Polen und Ungarn, aber auch anderswo, einschließlich der DDR, Ansätze zu einer von marxistischen Fragestellungen ausgehenden Sozial- und Kulturgeschichtsschreibung gegeben.

In den nichtsozialistischen Ländern kann man in der zweiten Hälfte des 20. Jhs. zwischen zwei allgemeinen Richtungen unter Historikern unterscheiden, die sich als Marxisten verstehen. Marxistisch bedeutet für sie, daß sie von einem marxistischen Klassenbegriff ausgehen und daß sie die politische,

sozial-kritische, für viele in der ersten Gruppe sogar häufig die parteipolitische Funktion des Historikers betonen. Die erste Gruppe – zu der interessanterweise eine größere Anzahl bedeutender englischer Historiker, Maurice Dobb, George Rudé, Eric Hobsbawm, Christopher Hill und Rodney Hilton gehören, Paul Sweezy, Robert Brenner und am Rande Immanuel Wallerstein in Amerika, Georges Lefebvre, Pierre Vilar, Guy Bois und viele andere in Frankreich und eine breite Strömung in Italien, Lateinamerika und Japan – versucht den klassischen marxistischen Klassenbegriff am Übergang von einer vormodernen zu einer modernen Gesellschaft, oder in ihrer Sprechweise, vom Feudalismus zum Kapitalismus zu messen. Mit diesem Schwerpunkt war es möglich, auch Historiker in den realsozialistischen Ländern mit einzubeziehen.

Diese Gruppe arbeitete weiter mit Begriffen, die ohne große Modifikationen von Marx abgeleitet worden sind. Eine zweite Richtung stellte diese Begriffe radikal in Frage und war sich der Unangemessenheit der Marxschen Gesellschaftsanalyse im Licht der sich verändernden sozialen und geistigen Bedingungen des 20. Jhs. bewußt. Die ersten bedeutenden kritischen Auseinandersetzungen mit der orthodoxen, ökonomistischen Version des Marxismus kamen nach dem Ersten Weltkrieg von Denkern, die eine aktive Rolle in der Kommunistischen Partei spielten – Antonio Gramsci, György Lukács und Karl Korsch –, deren Ideen aber von der Komintern nicht rezipiert wurden. Als Häftling in Mussolinis Gefängnis versuchte Gramsci den Sieg des Faschismus zu erklären, indem er die Macht des Kapitalismus nicht mehr vorwiegend von seiner ökonomischen und politischen Stärke ableitete, sondern Faktoren mit einbezog, die die kulturelle „Hegemonie“ der bestehenden Ordnung über das italienische Proletariat begründeten. In „Geschichte und Gesellschaft“ (1923) übernahm Lukács einerseits unkritisch die makrohistorischen und makrogesellschaftlichen Begriffe einer einheitlichen Arbeiterklasse, der die Zukunft gehörte, ging aber zurück auf die nichtökonomistische, Hegelsche Seite von Marx, den Gedanken der Verdinglichung, den er nicht nur in seinen Frühschriften, sondern auch im „Kapital“, besonders im Abschnitt über den Warenfetischismus, entdeckte (und der weitgehend mit Marxens Begriff der Entfremdung in den erst 1932 veröffentlichten Pariser Manuskripten von 1844, die Lukács daher 1923 noch nicht kannte, identisch war). Die Kommodifikation des Lebens durch den Kapitalismus durchdrang Bewußtsein und Kultur. Indem er die antirationalistischen Strömungen der Jahrhundertwende mit dem Weberschen Rationalisierungsbegriff verband, stellte Lukács jetzt auch das auf quantifizierbare Abstraktionen zielende moderne wissenschaftliche Denken als Ausdruck eines kapitalistischen Bewußtseins in Frage. Statt

## Die Bedeutung des Marxismus für die Geschichtswissenschaft heute

der empirischen, analytischen Wissenschaften gab es für ihn „für den Marxismus ... letzten Endes ... nur eine einzige, einheitlich-geschichtlich-dialektische Wissenschaft von der Entwicklung der Gesellschaft als Totalität“.

Dieser optimistische Gedanke von Entwicklung und Totalität wurde nun durch die Kritische Theorie der Frankfurter Schule in Frage gestellt. Von Lukács übernahmen Horkheimer und Adorno die Skepsis gegenüber den empirischen Wissenschaften, ohne die empirische Feldforschung, wenn sie im Rahmen einer kritischen Theorie geschieht, auszuschließen, und auch den Gedanken der Kommodifikation von Gesellschaft und Kultur durch den Kapitalismus. Im amerikanischen Exil gab Horkheimer zunehmend seine marxistische Zuversicht, die sein Denken noch in den dreißiger Jahren bestimmt hatte, auf und damit auch Lukács' Glauben an die „Entwicklung der Gesellschaft als Totalität“. Was blieb, war der Gedanke der Kommodifikation des Bewußtseins, der Transformation der Kultur in eine vom Markt bestimmte Industrie, die zur Manipulation der gleichgeschalteten Massen führte. Die Geschichte führte nicht zur Selbstbestimmung mündiger Menschen, die die Aufklärung anvisierte, sondern zum Gegenteil, zur Entmündigung der Menschen in einer Welt, in der die technologische und administrative Beherrschung von Mensch und Gesellschaft zum Ziel der Wissenschaft wurde. Der Faschismus war die logische Konsequenz dieser Entwicklung, die von Horkheimer und Adorno noch mit dem Kapitalismus identifiziert wurde. Auschwitz und Hiroshima wurden als Produkte der modernen Kultur gesehen. Diese kulturpessimistische Sicht wurde von Herbert Marcuse in seiner Verbindung des Marx'schen Begriffes der Unterdrückung und des Freud'schen Lustprinzips radikalisiert. Was vom Marxismus blieb, war nicht der wissenschaftliche Sozialismus oder der Dialektische oder Historische Materialismus, sondern der Aufschrei der Elenden der Welt, die das Weltbild einer wissenschaftlich-technischen Wachstumsgesellschaft in Frage stellten. In den sechziger und siebziger Jahren vollzog sich dann eine Transformation in der politischen Linken, die sich zunehmend von klassischen marxistischen Positionen entfernte und Formen der Unterdrückung im alltäglichen Leben untersuchte, auch im Geschlechterverhältnis.

Diese Diskussionen haben sich in der Geschichtsschreibung der letzten dreißig Jahre niedergeschlagen. Ich werde mich hier auf Literatur beschränken, die sich als marxistisch versteht. Die Tendenz in der westlichen marxistischen Geschichtsliteratur ist zunehmend eine, die, obwohl sie weiter die Rolle von Produktion und Reproduktion betont, ein viel stärkeres Gewicht auf den Einfluß des Überbaus, auf politische, soziale, aber besonders Bewußtseinsfaktoren legt. Ich möchte hier aus einer reichhaltigen Literatur drei unter-

schiedliche Ansätze anführen. Für die Arbeitergeschichte der sechziger und siebziger Jahre ist Edward P. Thompsons mittlerweile klassische Arbeit von 1963 über die Entstehung der englischen Arbeiterklasse, die bewusst den Titel „The Making of the English Working Class“ trägt, von besonderer Bedeutung. Thompson unterscheidet betont „zwischen dem Marxismus als geschlossenem System und einer von Marx abstammenden Tradition offener Untersuchung und Kritik“ und will sich „von der wahrhaft scholastischen Vorstellung freimach(en), daß die Probleme unserer heutigen Zeit (und die Erfahrungen unseres Jahrhunderts) mittels der rigorosen Analyse eines vor einhundert-zwanzig Jahren veröffentlichten Textes verstanden werden können“. Er lehnt die Basis/Überbau-Lehre ab, nach der die Arbeiterklasse das Resultat der neuen Produktivkräfte ist, und sieht „Klasse nicht als eine ‚Struktur‘ oder gar als eine ‚Kategorie‘, sondern als etwas, was sich unter Menschen, in ihren Beziehungen, tatsächlich abspielt“. Für ihn bedeutet dies aber keinen reinen Kulturalismus. „Die Klassenerfahrung ist weitgehend durch die Produktionsverhältnisse bestimmt, in die man hineingeboren wird – oder in die man gegen seinen Willen eintritt.“ Klassenbewußtsein dagegen „ist die Art und Weise, wie man diese Erfahrungen kulturell interpretiert und vermittelt; verkörpert in Traditionen, Wertsystemen, Ideen und institutionellen Formen“. Die Entstehung der Arbeiterklasse „war nicht das automatische Produkt des Fabrik-systems“, sondern wurde von dem „freigeborenen Engländer“, der seit langem bestehende Anschauungen, Verhaltensweisen und Werte in diesen Prozeß einbrachte, mitbestimmt. Thompsons Ansatz wird aber in den siebziger und achtziger Jahren zunehmend von alternativen Linken (wenn ich den Ausdruck benutzen darf, um sie von Thompsons orthodoxen Kritikern wie Althusser zu unterscheiden) einer scharfen Kritik unterzogen. Thompson ist der marxistischen Orthodoxie noch so weit verbunden, daß er fest davon überzeugt ist, daß es eine einheitliche englische Arbeiterklasse gibt und unzureichend die ethnischen, religiösen und schichtenspezifischen Unterschiede in Betracht zieht. Von feministischer Seite (Joan Scott) ist ihm vorgeworfen worden, daß er, wie fast alle klassischen Marxisten, die spezifischen Aspekte des Geschlechterverhältnisses ausklammert. In den achtziger Jahren bewegt sich ein bedeutender Teil der sich als marxistisch verstehenden Geschichtsforschung in die Richtung der Historischen Anthropologie und der Microstoria. Marxistisch ist an dieser Geschichtsschreibung die weiterbestehende Verbindung von Kultur und ökonomischen Faktoren und die Betonung der sozialen Ungleichheit.

Georges Sorel hat einmal gesagt, daß die Bedeutung von Marx nicht in seiner Wissenschaft liege, sondern im Mythos seiner revolutionären Rolle.

## Die Bedeutung des Marxismus für die Geschichtswissenschaft heute

Aber Marx betrachtete sich nicht nur als Revolutionär, sondern auch als Wissenschaftler; beide Rollen waren für ihn untrennbar verbunden. An eine Revolution glauben wenige der späten Marxisten; wohl aber an die kritische Funktion der marxistischen Analyse. Daher die marxistische Kritik an solchen Formen sozialwissenschaftlichen Denkens, die sich eindimensional auf eine empirische, analytische Forschung stützen, ohne die inneren Spannungen in der Gesellschaft ernsthaft in Betracht zu ziehen. Damit verbunden ist die Skepsis gegenüber quantitativen Methoden, oder wenigstens die Betonung ihrer Grenzen. Mentalitätsgeschichte und Mikrohistorie sind im Prinzip keineswegs unvereinbar mit einer marxistischen Sichtweise, wohl aber, wie Carlo Ginzburg betont hat, wenn sie den breiteren gesellschaftlich-historischen Kontext aus den Augen verlieren. Und dasselbe trifft auf eine anekdotische Geschichte des Alltags oder der Frauen zu.

Der eigentliche Kern des Marxschen Wissenschaftsbegriffs besteht in der dialektischen Auffassung von Wissenschaft. Man muß aber unterscheiden zwischen dem spekulativen philosophischen Ballast des 19. Jhs. und der eigentlichen dialektischen Methode. Diese besteht in der kritischen Hinterfragung der menschlichen Welt in ihren gesellschaftlich-historischen Zusammenhängen. Daher die Kritik am Positivismus. Lukács' Glaube an die „Entwicklung der Gesellschaft als Totalität“ hält der modernen Kritik nicht stand, wohl aber die Frage nach Zusammenhängen und Widersprüchen innerhalb der Gesellschaft. In letzter Instanz kommt der Marxismus in seiner Hinterfragung dieser Widersprüche nicht ohne einen Begriff der menschlichen Würde aus, wie ihn Marx in seinen Frühschriften, aber auch in seinen späteren Schriften immer wieder zum Ausdruck brachte – ein Begriff, der als Grundlage für diese Dialektik dient. Die Dialektik nimmt die Welt daher nie, wie sie auf der Oberfläche erscheint, sondern untersucht sie nach diesen ethischen Maßstäben. Diese Ethik ist aber für den Marxismus nicht abstrakt im Sinne des Kantschen kategorischen Imperativs oder der Bergpredigt, sondern ist in den konkreten Kontext von Gesellschaft und Geschichte eingebettet. Als kritische Wissenschaft, die soziale Kritik mit sozialer Analyse verbindet, können marxistische Ansätze weiterhin zum Verständnis unserer Welt und unserer Vergangenheit beitragen.

1 Der Text beruht auf einem Vortrag, den der Autor auf der Jahrestagung der Internationalen Kommission „Geschichte der Geschichtsschreibung“ beim Comité International des Sciences Historiques „Sowjetsystem und Geschichtswissenschaft in Mittel- und Osteuropa 1945-1989“ im Juli 1993 in Budapest hielt. (Vgl. auch den Tagungsbericht in Heft 1/1994).